

Versuch eines Ketzers : Thesen zur "oral history"

Autor(en): **Spuhler, Gregor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **1 (1994)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-4283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERSUCH EINES KETZERS: THESEN ZUR «ORAL HISTORY»

GREGOR SPUHLER

Ketzer: Irrgläubiger. Vgl. Inquisition
(Der Grosse Herder, 1954)

Der im Titel angekündigte Versuch, einige ketzerische Thesen zur Situation der Oral History in der Schweiz zu formulieren, nimmt etwas vorweg: Der Autor zählt sich zur Gemeinschaft der Gläubigen, also zu jenen, denen an Oral History etwas liegt, auch wenn er am Glauben selbst hin und wieder irre, also ketzerisch zu werden droht. Zwingend aber gehört zur Ketzerei die Inquisition, will sagen, jene Institution, die die richtige Lehre durchzusetzen und Abtrünnige zu bestrafen sucht. Ohne Inquisition also keine Ketzer. Diese Bedingung erschwert es ungemein, bezüglich Oral History überhaupt ein Ketzer zu sein. Nicht, dass ich mir eine Inquisition wünsche, doch hierzulande kam es bisher nicht einmal zu einer öffentlichen Diskussion, die der Klärung der «Glaubensinhalte» hätte dienen können. Es gibt keine einigermaßen einheitliche Praxis der Oral History, keine grösseren Forschungsprojekte, keine Organisation der an Oral History Interessierten, kein einziges Ordinariat mit Schwerpunkt Oral History und – angesichts der praktisch inexistenten Archivierung – offenbar auch kein Bewusstsein für die gesellschaftliche Bedeutung mündlicher Quellen.¹ Andererseits gibt es seit geraumer Zeit neben vereinzelt, mehr oder weniger unbeachteten Lizentiatsarbeiten und Dissertationen offenbar ein starkes Bedürfnis, bei historischen Arbeiten mündliche Quellen zu berücksichtigen und die ZeitzeugInnen sprechen zu lassen: keine historische Ausstellung mehr ohne den obligaten Kopfhörer; beinahe jede Radio- oder Fernsehsendung zur Zeitgeschichte, beinahe jede Ortsgeschichte lässt die damals «Betroffenen» zu Wort kommen. Während Oral History also im universitären Bereich kaum existiert, machen Historikerinnen und Historiker immer häufiger Interviews, die sie zur Vermittlung historischen Wissens gebrauchen. Symptomatisch für diesen Befund ist es, wenn von fünf HistorikerInnen, die Interviews machen, auf Anfrage vier erklären, sie hätten eben «nur ein paar Interviews» gemacht. Vor einer Publikation mit wissenschaftlichem Anspruch müssten sie ihre Arbeit aber theoretisch und methodisch gehörig reflektieren, wobei die Richtung allerdings noch nicht ganz klar sei.

These 1: Wer für historische Forschung ein Tonband braucht, macht Oral History. Was das ist, weiss niemand so genau.

Nun könnte es sein, dass Oral History – in Anlehnung an T. S. Kuhns Überlegungen – eben erst auf dem «Weg zur normalen Wissenschaft» ist und es ihr – als relativ jungem Zweig der Geschichtsforschung – an eindeutigen Paradigmen noch weitgehend fehlt.² Eine solche Annahme liesse die Konstituierung von Oral History als eigenständigem Forschungsbereich und ihre Institutionalisierung zu einem späteren Zeitpunkt als möglich erscheinen. Dagegen spricht allerdings nicht nur die vielerorts beklagte Unschärfe des Begriffs, sondern vor allem die Tatsache, dass der Begriff aufgrund seiner in gewissen Kreisen vorausgesetzten forschungspolitischen Implikationen eine (wenn auch unklare) Methode mit Forschungsinhalten verknüpft. Diese Forschungsinhalte können mit Etiketten wie Sozial-, Alltags- oder Geschlechtergeschichte versehen werden: es geht um die Geschichte der «kleinen Leute». Abgesehen davon, dass die (mittlerweile nicht mehr so strikte) Fixierung auf die «kleinen Leute» ihre noch zu erläuternden Probleme hat, sei doch darauf hingewiesen, dass etwa in den USA, aber auch im Verständnis des Schweizerischen Archivs für Zeitgeschichte, Oral History durchaus mit EntscheidungsträgerInnen zu tun hat.³ So bezeichnet der Begriff im aktuellen Sprachgebrauch nicht nur eine recht vage Forschungsmethode, sondern auch Forschungsgegenstände, über die nur innerhalb bestimmter Gruppen Einigkeit besteht. Statt dem Versuch, näher zu definieren, was Oral History nun eigentlich sei, schlage ich Folgendes vor:

These 2: Angesichts der Unschärfe des Begriffs und der uneinheitlichen impliziten Verknüpfung von Forschungsmethoden und Forschungsgegenständen empfiehlt es sich, auf den Begriff der Oral History längerfristig zu verzichten. Forschungsinhalte und Fragestellungen sollen als solche bezeichnet werden. Wenn von der Methode die Rede ist, genügt fürs erste der schlichte und allgemeinverständliche Hinweis, dass Interviews geführt werden.

Stillschweigend vorausgesetzt habe ich dabei, dass die Forschungsinhalte der Methode übergeordnet sind, dass erst nach der Formulierung von Erkenntnisinteressen im Rahmen der Projektkonzeption entschieden werden kann, ob es sinnvoll ist, Interviews mit ZeitgenossInnen zu machen und wie diese allenfalls anzulegen wären. Diese Feststellung mag banal erscheinen; angesichts der nachvollziehbaren «Gier nach Neuem», der Lust auf «lebendiges Material» in der traditionellerweise eher spröden papierenen Alltagswelt historischer Forschung halte ich sie dennoch nicht für überflüssig. So erkenntnisreich die mit dialogischen Forschungsmethoden verbundene Infragestellung der Forschenden und ihre Selbstreflexion im Einzelfall sein mag: wenn diese Erkenntnisse nicht zurückvermittelt werden, wenn die Frage

der gesellschaftlichen Relevanz der Forschungsinhalte angesichts der Lust an der Methode vollständig in den Hintergrund tritt, wird die Sache fragwürdig.

Wird das Interview primär als ein «Werkzeug» im Forschungsprozess betrachtet, dann lohnt sich ein Blick auf Nachbardisziplinen. Insbesondere in Ethnologie, Psychologie und Soziologie, die der Geschichtswissenschaft punkto Interviewerfahrung deutlich voraus sind, besteht seit geraumer Zeit eine theoretisch und methodisch reflektierte Diskussion um Fragen der Interviewführung und der Interpretation sogenannt qualitativer Daten.⁴ Auch wenn bei der Lektüre neuerer methodisch orientierter Diskussionsbeiträge «das Auseinanderklaffen vielversprechender programmatischer Ankündigungen und dürftiger Einlösungen ein starkes Ärgernis» ist:⁵ die weitgehende Ignoranz von seiten der HistorikerInnenzunft gegenüber dem von anderen Disziplinen erarbeiteten begrifflichen und methodischen Instrumentarium ist damit noch lange nicht gerechtfertigt.

Beispielsweise unterscheidet die Soziologie verschiedene Arten von Interviews, und auch wenn sich in der Forschungspraxis diese mittlerweile recht feinen Differenzierungen nicht immer klar aufrechterhalten lassen, so schärft der Versuch einer Kategorienbildung doch das Bewusstsein für die methodischen und theoretischen Implikationen verschiedenartiger Interviews. Dass in der Geschichtswissenschaft dagegen die mündliche Auskunft eines Stadtrats, es sei in Tat und Wahrheit anders entschieden worden, als es im Protokoll stehe, und lebensgeschichtliche Interviews mit Schweizerinnen über ihre Beziehungen zu internierten Polen unter dem Begriff der Oral History subsumiert werden können,⁶ ist nicht nur Beleg für die bereits erwähnte Unschärfe des Begriffs, sondern auch für die dahinter stehende Gefahr methodischer und theoretischer Beliebigkeit.

These 3: Bezüglich interview-basierter Forschungsverfahren zeichnet sich die Geschichtswissenschaft gegenüber anderen Disziplinen durch einen deutlichen Rückstand an Erfahrung, Methodenbewusstsein und theoretischer Reflexion aus. HistorikerInnen, die Interviews machen, sollten dies nicht bloss zur Kenntnis nehmen. Das Rad muss nämlich nicht mehr neu erfunden werden, sondern den Verkehrsverhältnissen auf den Wegen historischer Forschung angepasst werden.

Das Feld möglicher historischer Fragestellungen und der diesen Fragestellungen angemessenen Interviews möchte ich von den beiden Extremen her zu begrenzen versuchen: Auf der einen Seite steht das ExpertInnen-Interview, auf der anderen Seite das lebensgeschichtliche Tiefeninterview. (Dass damit noch lange keine Typologisierung geleistet ist und dass in der Praxis eher Mischformen vorkommen, versteht sich.) Unter ExpertInnen verstehe ich Leute, die aufgrund spezifischer Umstände über ein spezifisches Wissen verfügen, das mit schriftlichen Quellen ■ 129

nicht ausreichend zu erschliessen ist. Dazu gehören beispielsweise Interviews mit EntscheidungsträgerInnen, mit AugenzeugInnen von Ereignissen oder mit Angehörigen spezifischer Berufsgruppen, die z.B. über frühere – nicht schriftlich dokumentierte – Arbeitsabläufe etc. Auskunft geben können. Solche Befragungen sind in der Geschichtswissenschaft an sich nichts Neues,⁷ neu ist allenfalls, dass heute andere Fragen an andere Leute gestellt werden, als vor der sozialgeschichtlichen Wende. Die Antworten der Befragten unterliegen dabei den Bedingungen traditioneller Quellenkritik, so etwa der Überprüfung der Plausibilität durch die Konfrontation mit dem historischen Kontext, mit den Aussagen anderer ZeitzeugInnen oder mit den in schriftlichen Quellen enthaltenen Hinweisen. Dagegen wird beim lebensgeschichtlichen Tiefeninterview in der Regel das «soziale Konstrukt Biographie»⁸ (bzw. der Niederschlag historischer Ereignisse und Prozesse in der Lebensgeschichte des oder der einzelnen) zum Forschungsgegenstand. Dies zieht verschiedene Probleme nach sich, die ich im folgenden kurz skizzieren möchte.

Um es vorwegzunehmen: Den oft vorgebrachten Einwand, dass die Beteiligung der InterviewerInnen am Entstehungsprozess der Quellen ein gravierendes methodisches Problem sei, halte ich für weitgehend unberechtigt. Dahinter steht m. E. ein naives Verständnis von «Authentizität» und von «historischer Wirklichkeit», denn jede Quelle entstand in einem spezifischen Kontext und ist nur unter dessen Berücksichtigung überzeugend interpretierbar. Zweifellos wird dieselbe Person in verschiedenen Settings verschiedene Versionen ihres Lebens erzählen; das ist jedoch bloss ein Beleg dafür, dass der Entstehungszusammenhang reflektiert werden muss. Gerade das lebensgeschichtliche Interview bietet dazu bessere Möglichkeiten, als viele andere Bereiche der Geschichtsforschung, da die ForscherInnen über den Entstehungszusammenhang Bescheid wissen und ihn – u. a. durch die Wiedergabe ihrer eigenen Fragen und Interventionen im Interview, durch eine Beschreibung der Beziehung zwischen InterviewerIn und InterviewpartnerIn etc. – weitgehend offenlegen können. Nach meinen Beobachtungen zeichnen sich diesbezüglich die unter dem Titel «Oral History» verkehrenden Arbeiten in der Regel durch ein höheres Reflexionsniveau aus als ein grosser Teil der ausschliesslich auf schriftlichen Quellen beruhenden historiographischen Arbeiten.

These 4: Die Beteiligung der ForscherInnen an der Entstehung der Quellen ist kein Problem, sondern eine aussergewöhnliche Chance, den Entstehungszusammenhang der Quellen systematisch in die Interpretation miteinzubeziehen.

Schwerwiegendere Probleme ergeben sich unter geschichtswissenschaftlichen Gesichtspunkten aus der Tatsache, dass biographische Erzählungen retrospektive Konstruktionen aus heutiger Sicht sind. Deshalb scheint mir die Frage nach der damali-

gen Wirklichkeit dem Gegenstand kaum angemessen. Vielmehr stehen die Wahrnehmungs- und Deutungsweisen «vergangerer Wirklichkeit» zur Debatte. Die Untersuchung und Interpretation solcher Deutungsmuster muss sich dabei zwei komplexen Problemen stellen: der Entstehung von «Erfahrung» und der Dichotomie von Individuum und Gesellschaft.

Eine biographische Erzählung deutet die individuelle Vergangenheit zu «Erfahrungen», die auf die Gegenwart verweisen; die erzählende Person legt sich mit der Erzählung in der Regel auch Rechenschaft darüber ab, weshalb sie heute – d. h. zum Zeitpunkt des Interviews – so und nicht anders ist. Sie arrangiert also ihre Vergangenheit nach den Bedürfnissen der Gegenwart. Andererseits wird die Biographie nicht erfunden; ihr Material sind reale Erlebnisse, Handlungen und Erduldungen. Die Interpretation einer lebensgeschichtlichen Erzählung hat es deshalb mit der Frage zu tun, wie damalige Ereignisse und Prozesse vom Individuum wahrgenommen und zu «Erfahrungen» gedeutet wurden und wie diese Deutungen sowohl die Wahrnehmung nachfolgender Ereignisse und Prozesse als auch nachfolgende Handlungen des Individuums vorstrukturierten. Ein theoretisches Konzept, das der Konstruktion des «Erfahrungszusammenhanges» gilt, sieht sich vor die Aufgabe gestellt, zwischen der Prägung des Subjekts durch die gesellschaftlichen Bedingungen einerseits und der (Deutungs- und Handlungs-) Freiheit des Individuums andererseits zu vermitteln. Ohne auf die um dieses Problem kreisenden Debatten näher einzugehen, möchte ich darauf hinweisen, dass für die Geschichtswissenschaft im Zusammenhang mit dem Konzept der «Erfahrungsgeschichte» einige Überlegungen formuliert worden sind.⁹

Das zweite, damit zusammenhängende Problem gilt der Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, letztlich also der Frage, inwiefern die Untersuchung des biographischen Einzelfalls von gesellschaftlicher Bedeutung ist. Dabei geht es mir nicht um eine naiv verstandene «Repräsentativität» des Einzelfalls, sondern um den Versuch, die Dichotomie zwischen Individuum und Gesellschaft insofern aufzuheben, als das Gesellschaftliche im Individuum durchsichtig gemacht wird. Der Hinweis, dass das Gesellschaftliche durch die Darstellung des Einzelfalls quasi von selbst zur Sprache komme, da es im Individuum immer mitenthalten sei, scheint mir ungenügend: Die Existenz einer gesellschaftlichen Dimension in der Biographie des Individuums gewährleistet noch lange nicht, dass diese dem Bewusstsein zugänglich ist. In vielen Arbeiten wird in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, dass es sich bei dieser oder jener Aussage zweifellos um ein kollektives Deutungsmuster handle, doch über den Vermittlungsprozess zwischen kollektiven Deutungsmustern und individuellen Deutungen ist damit noch nicht allzuviel gesagt.

These 5: Wer Lebensgeschichten untersucht, sollte auf einige theoretische Überlegungen bezüglich der Entstehung von «Erfahrung» und bezüglich der Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft nicht verzichten.

Auch wenn eine theoretische Reflexion der angesprochenen Probleme deren Lösung noch nicht gewährleistet, scheint es mir nützlich, wenn sich HistorikerInnen bei der Arbeit mit lebensgeschichtlichen Interviews Gedanken in diese Richtung machen. Ansonsten droht nicht nur die psychologisierende Interpretation der individuellen Lebensgeschichte. Die Interviews laufen auch Gefahr, zu beliebigen Musterchen zu verkommen, was beispielsweise bei Ausstellungen dazu führt, dass die berichtigten Kopfhörer nach einem – auf der Neuigkeit und Lebendigkeit der Quellengattung beruhenden – anfänglichen Boom nach meinen Beobachtungen zunehmend unbeachtet bleiben.

Wenn die selbsterzählte Biographie zum Forschungsgegenstand wird, stellen sich zusätzlich zu den theoretischen auch ethische Fragen. Normalerweise rechnen die Befragten nämlich damit, dass sie als ExpertInnen interviewt werden und dass ihre Aussagen über die damalige Zeit im Zentrum des Interesses stehen. Es ist zweifelhaft, ob sie zu einem Interview bereit wären, wenn sie im Sinn der ethischen Regel des «informed consent»¹⁰ vollständig über das Projekt aufgeklärt worden wären und wüssten, dass sie selbst (bzw. ihre Deutungsmuster) der Forschungsgegenstand sind und unter welchen Fragestellungen sie erforscht werden. EntscheidungsträgerInnen oder etwa akademisch Gebildete haben meistens eine Vorstellung davon, was die wissenschaftliche Auswertung ihrer Erzählungen bedeuten könnte. Deshalb willigen sie auch weniger schnell in ihre wissenschaftliche Erforschung ein. Die Forschenden dagegen wissen, dass die «grossen Leute» unter Umständen auch rechtliche Massnahmen ergreifen könnten, um sich gegen eine unangemessene Behandlung zu wehren, was von seiten der «kleinen Leute» weniger zu befürchten ist. So erscheint die «Bevorzugung» der «kleinen Leute» durchaus in einem kritischen Licht, auch wenn sie damit gerechtfertigt werden kann, dass sie die Sicht jener Bevölkerungsteile, die kaum schriftliche Quellen verfassen, dem Forschungsprozess zugänglich macht.

These 6: Interviews mit «kleinen Leuten» sind auch deshalb sehr beliebt, weil diese sich kaum und vor allem nicht mit rechtlichen Mitteln gegen die Interpretation ihrer Biographie wehren.

So löst ein – beispielsweise im LUSIR-Projekt (vgl. Anm. 9) üblicher – Vertrag, in welchem die Interviewten den Forschenden das Recht auf Interpretationsfreiheit

garantieren, allenfalls rechtliche, nicht aber ethische Fragen.¹¹ Andererseits scheint mir der ebenfalls von dieser Seite formulierte Einwand gegen die Rückgabe der Interpretation an die Erforschten bedenkenswert, denn es handelt sich hier nur scheinbar um einen gleichberechtigten Dialog. Die Forschenden diskutieren nämlich bloss über eine Interpretation, die allerdings als eine mächtige zu betrachten ist, da sie als Resultat wissenschaftlicher Forschung einen gewissen Wahrheitsgehalt beansprucht. Die Erforschten dagegen stellen ihre biographische Sinnkonstruktion und damit ihre Identität zur Diskussion. Eine vertiefte ethische Reflexion wird deshalb nicht erst beim Konflikt zwischen Selbstdarstellung der Interviewten und Fremdinterpretation durch die Forschenden einsetzen, sondern bereits die Fragestellungen und die Voraussetzungen des Forschungsprozesses zu ihrem Gegenstand machen müssen. Auch hier zeichnen sich keine Patentlösungen ab. Sicher aber ist, dass nicht nur eine theoretische und methodische, sondern auch eine ethische Reflexion in der auf Interviews basierenden zeitgeschichtlichen Forschung vonnöten ist.

Anmerkungen

- 1 Zur aktuellen Problematik der Archivierung von audiovisuellen Quellen vgl. Christoph Graf, «Kulturgut in Gefahr», *Neue Zürcher Zeitung* 127 (5./6. Juni 1993). Es scheint, dass diesbezüglich in nächster Zeit grössere Anstrengungen unternommen werden. So sind audiovisuelle Quellen unter anderem Thema der HistorikerInnen-Tagung von 1994.
- 2 Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M. 1976 (zweite revidierte Auflage), insbesondere 25–36.
- 3 Klaus Uerner, «Oralistik. Auf dem Weg zu einer neuen Hilfswissenschaft», *Neue Zürcher Zeitung*, 249 (25./26. Okt. 1980). – Louis M. Starr, «Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven», in Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*, Frankfurt a. M. 1985.
- 4 Ein interdisziplinärer Überblick über den Stand der Diskussion findet sich in Uwe Flick et al. (Hg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung*, München 1991.
- 5 Friedrich Heckmann, «Interpretationsregeln zur Auswertung qualitativer Interviews und sozialwissenschaftlich relevanter <Texte>. Anwendungen der Hermeneutik für empirische Sozialforschung», in Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hg.), *Analyse verbaler Daten*, Opladen 1992.
- 6 May B. Broda, «Oral History – Nichts als Fragen?», *Traverse* 1 (1994), 131.
- 7 «So stützte sich schon Herodot [...] bei seiner Arbeit über die Geschichte der Perserkriege auf Material, das er aus unzähligen Interviews zusammengetragen hatte.»
- 8 Wolfram Fischer, Martin Kohli, «Biographieforschung», in Wolfgang Voges (Hg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen 1987, 26.
- 9 So zum Beispiel von Lutz Niethammer, «Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History», in Lutz Niethammer, Alexander von Plato, «Wir kriegen jetzt andere Zeiten». *Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet (=LUSIR) 1930 bis 1960*, Berlin, Bonn 1985, Bd. 3, 392–445, hier insbesondere 427–433. Niethammer, der sich vor allem auf E. P. Thompson und Pierre Bourdieu bezieht, misst im übrigen – in Anlehnung an Benjamins Überlegungen zum «Chock» und dessen Auswirkungen auf den «Wahrnehmungsapparat» – den biographischen (und gesellschaftlichen) Brüchen bzw. Diskontinuitäten grosse Bedeutung zu.

- 10 Es kann hier nicht darum gehen, das Prinzip der «informierten Einwilligung» und seine Übertragbarkeit auf historische Forschungsvorhaben zu diskutieren. Wichtig aber scheint mir der Hinweis, dass in anderen Disziplinen, etwa der Sozialmedizin und der Psychologie, bezüglich ethischer Fragen ebenfalls ein Reflexionsvorsprung besteht (was allerdings nicht zwangsläufig etwas über die Forschungspraxis aussagt). Interessante Hinweise sowie Literaturangaben finden sich zum Beispiel bei Rainer Hornung, «Ethische Probleme in der sozialwissenschaftlichen Aids-Forschung», in Helmut Holzhey et al. (Hg.), *Forschungsfreiheit. Ein ethisches und politisches Problem der modernen Wissenschaft*, Zürich 1991, 63–78.
- 11 Die öffentlichen Diskussionen um Datenschutz und Persönlichkeitsrechte sowie die diesbezüglichen gesetzlichen Regelungen werden in nächster Zeit gerade auch für die Forschung mit Interviews an Bedeutung gewinnen, weshalb eine stärkere Auseinandersetzung mit rechtlichen Fragen in Zukunft unumgänglich sein wird.